

DIE SCHATZINSEL

VON

ROBERT LOUIS STEVENSON



MIT ILLUSTRATIONEN

VON

MINALIMA

AUS DEM ENGLISCHEN
VON ELISABETH KESSEL

ANHAND DES ORIGINALS ÜBERARBEITET
VON MARTIN ENGELMANN

COPPENRATH

DIE SCHATZINSEL



5 4 3 2 1

ISBN 978-3-649-65285-4

©2026 für die deutschsprachige Ausgabe
Coppenrath Verlag GmbH & Co.KG,
Hafenweg 30, 48155 Münster
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise.

Die Nutzung des Werkes
für das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG ist durch
den Verlag ausdrücklich vorbehalten und daher verboten.

Veröffentlicht nach Vereinbarung mit Harper,
einem Imprint von HarperCollins Publishers, LLC.
Illustrationen © 2026 MinaLima Design Ltd., London

Aus dem Englischen von Elisabeth Kessel, anhand des Originals
überarbeitet von Martin Engelmann

Die Übersetzung erschien erstmals 1946
in der Aufbau Verlag GmbH, Berlin.

Die Überarbeitung der Übersetzung erschien erstmals 2025
in einer Ausgabe des Coppenrath Verlages.

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 1946, 2025
Bearbeitung: Insa Conradi

Satz der deutschen Ausgabe: Helene Hillebrand, Bielefeld

www.coppenrath.de





*Für
Lloyd Osbourne,*

*einen amerikanischen Gentleman,
nach dessen klassischem Geschmack
die folgende Erzählung gestaltet wurde;
als Dank für zahlreiche schöne Stunden
und mit den besten Wünschen
von seinem liebenden Freund gewidmet.*





Teil I

Kapitel



DER ALTE
SEEBÄR IM
»ADMIRAL BENBOW«

»Das ist 'ne hübsche Bucht«, meinte er schließlich,
»und ein nett gelegener Rumladen.«





Unser Gutsherr Squire Trelawney, Dr. Livesey und die übrigen Gentlemen haben mich gebeten, einen ausführlichen Bericht über unsere Fahrt zur Schatzinsel niederzuschreiben und darin nichts zu verschweigen als die Lage des Eilands, und das auch nur, weil dort noch ungehobene Schätze liegen. So greife ich denn im

Jahre 17.. zur Feder und versetze mich im Geist in jene Zeit zurück, da mein Vater noch das Wirtshaus »Admiral Benbow« führte und der sonn- und wettergebräunte alte Seebär mit dem Säbelhieb quer über der Wange zum ersten Mal auftauchte.

Ich erinnere mich seiner so deutlich, als wäre es gestern gewesen, und ich sehe ihn, wie er schwerfällig vor unsere Tür gestampft kam, seine Seemannskiste auf einem Handwagen hinter sich: ein großer, kräftiger Mann, dem der Matrosenzopf über die Schultern seines schmutzeligen blauen Rockes hing. Seine Hände waren zerschunden, die Nägel schwarz und rissig, und der Säbelhieb zog sich als Narbe quer über die eine Wange. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich in der Bucht umsah und schließlich mit einer hohen, zittrigen Stimme das alte Seemannslied anstimmte, das er später so oft gesungen hat:

*»Fünfzehn Mann auf des toten Manns Truh,
Johoho und 'ne Buddel voll Rum!«*

Dann schlug er mit einem Knüppel an die Tür, und als mein Vater erschien, forderte er barsch ein Glas Rum. Als ihm dieses

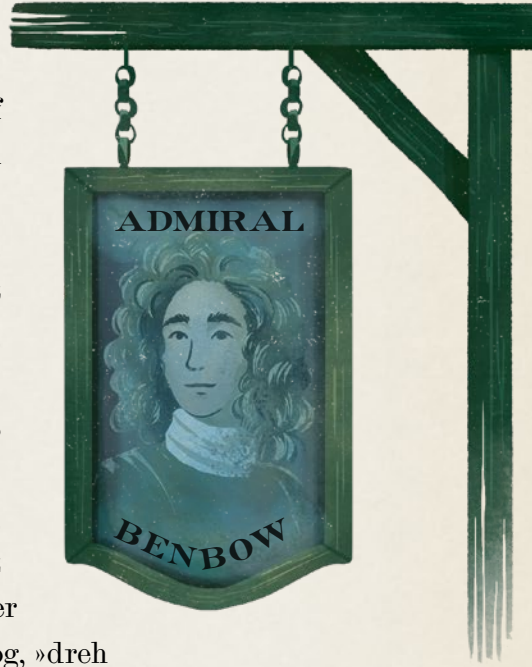
gebracht worden war, trank er es bedächtig und mit der Miene eines Kenners, wobei er hinaus auf die Klippen und dann zu unserem Wirtshausschild aufsah.

»Das ist 'ne hübsche Bucht«, meinte er schließlich, »und ein nett gelegener Rumladen. Viel Zuspruch, Kamerad?«

Mein Vater antwortete: Nein, es kämen leider nur wenige Gäste.

»Umso besser«, sagte er darauf, »dann ist das der rechte Ankerplatz für mich. Hallo, Kamerad«, rief er dem Mann zu, der den Handwagen zog, »dreh bei und hilf mir, meine Kiste hinaufzuschaffen! Ich möchte ein wenig hierbleiben«, fuhr er zu uns gewendet fort. »Ich bin ein einfacher Mann; Rum und Schinken und Eier – mehr brauche ich nicht. Höchstens noch die Anhöhe dort, um von ihr aus die Schiffe zu beobachten. Wie ihr mich anreden sollt? Nun, ihr könnt mich Kapitän nennen. Ach so, ich sehe schon, was ihr wollt – da!« Und er warf drei oder vier Goldstücke auf den Schanktisch. »Sagt mir Bescheid, wenn das aufgebraucht ist«, setzte er hinzu, wobei sein stolzer Blick verriert, dass er zu befehlen gewohnt war.

Und in der Tat machte er trotz seiner abgetragenen Kleidung und seiner groben Sprache nicht den Eindruck eines Matrosen, sondern eher den eines Maats oder kleinen Küstenschiffers, der sich Gehorsam zu erzwingen weiß. Der Mann, der den



Handwagen zog, erzählte uns, dass die Post unseren Gast gestern früh vor dem »Royal George« abgesetzt habe. Dort habe er sich nach den Wirtshäusern entlang der Küste erkundigt, und da ihm das unsere vermutlich als sehr einsam geschildert worden war, hatte er es zu seinem Aufenthalt erwählt. Und das war alles, was wir über unseren Gast erfuhren.

Er war für gewöhnlich ein sehr schweigsamer Mann. Tagsüber trieb er sich, mit einem Messingfernrohr bewaffnet, in der Umgebung des Hauses oder auf den Klippen umher. Allabendlich saß er in einem Winkel der Gaststube, möglichst nahe am Feuer, und trank einen sehr steifen Grog. Wenn er angesprochen wurde, antwortete er meist überhaupt nicht, sondern blickte nur rasch und böse auf und blies dabei durch die Nase



... KAPITEL 1 ...

wie ein Nebelhorn. Wir und unsere Gäste ließen ihn gar bald in Ruhe. Jedes Mal, wenn er von einem seiner Streifzüge heimkehrte, fragte er, ob nicht ein Seemann vorübergekommen sei. Anfangs dachten wir, der Mangel an einer ihm zusagenden Gesellschaft veranlasse ihn zu dieser Frage; später merkten wir jedoch, dass ihm daran gelegen war, einer Begegnung auszuweichen. Sooft ein Seemann im »Admiral Benbow« einkehrte, pflegte er ihn erst durch den Türvorhang zu beäugen, ehe er in die Gaststube trat, und man durfte sicher sein, dass er sich, solange der andere anwesend war, mucksmäuschenstill verhielt. Für mich allerdings bedeutete dies Gebaren kein Geheimnis, war ich doch bis zu einem gewissen Grad an seinen Sorgen mitbeteiligt. Eines Tages hatte er mich beiseitegenommen und mir



für jeden Monatsersten ein silbernes Vier-Penny-Stück versprochen, wenn ich gewissenhaft nach einem »Seemann mit einem Stelzfuß« Ausschau hielte, und, falls ein solcher auftauchen sollte, ihm das unverzüglich meldete. Wenn der Monatserste vorüber war und ich ihn an den versprochenen Lohn erinnerte, schnaubte er nur durch die Nase und trieb mich mit grimmigen Blicken in die Flucht, aber ehe die Woche vergangen war, besann er sich eines Besseren, brachte mir mein Silberstück und wiederholte seinen Auftrag, nur ja recht sorgfältig nach dem »Seemann mit dem Stelzfuß« auszuschauen.

Wie oft mich dieser geheimnisvolle Seemann bis in meine Träume hinein verfolgte, kann ich gar nicht sagen. In stürmischen Nächten, wenn der Wind an allen vier Ecken des Hauses rüttelte und die Brandung längs der Küste gegen die Klippen donnerte, sah ich ihn in tausenderlei Gestalt, mit tausend teuflischen Fratzen. Bald war sein Bein am Knie abgeschnitten, bald an der Hüfte, bald erschien er mir als schreckliches Ungeheuer. Zum entsetzlichsten Albdruck wurde er aber, wenn er mich hüpfend und rennend über Gräben und Hecken verfolgte. Mit diesen fürchterlichen Traumgeschichten war das Silberstück wahrlich teuer genug erkauft.

Aber sosehr mich der Gedanke an den einbeinigen Seemann schreckte – vor dem Kapitän selbst hatte ich weniger Angst als alle Übrigen, die ihn kannten. In manchen Nächten, wenn er mehr Grog getrunken hatte, als er vertrug, saß er in der Gaststube und grölte seine alten, gottlosen, wilden Seemannslieder, ohne Rücksicht auf die anderen Gäste; doch zuweilen bestellte er eine Runde und zwang die schlotternde Gesellschaft, seine Geschichten anzuhören oder in seinen Gesang

einzustimmen. Wie oft dröhnte das ganze Haus von dem »Johoho und 'ne Buddel voll Rum!«, weil alle Anwesenden mit-sangen, voller Angst um ihr bisschen Leben. Denn während dieser Anfälle war er der denkbar gewalttätigste Bursche. Er schlug, Ruhe gebietend, mit der Faust auf den Tisch und geriet in sinnlose Wut, wenn man ihn etwas fragte, zuweilen sogar, weil niemand dies tat und er daraus schloss, dass man seinen Geschichten nicht genügend Aufmerksamkeit schenke. Er gestattete keinem, das Wirtshaus zu verlassen, ehe er selbst sich nicht müde getrunken hatte und ins Bett torkelte.

Was die Leute indes am meisten ängstigte, waren seine Geschichten. Es waren schauerliche Geschichten von Mord und Totschlag, von Stürmen, Folterungen und wüsten Abenteuern in den spanischen Gewässern. Seinen eigenen Mitteilungen nach musste er sein ganzes Leben unter dem verbrecherischsten Gesindel verbracht haben, das Gott je auf See geduldet hat, und die Ausdrucksweise, in der er diese Geschichten erzählte, empörte unser biederer Landvolk kaum minder als ihr Inhalt. Mein Vater behauptete immer, dieser Trunkenbold würde den Gasthof noch zugrunde richten, weil die Leute bald ausbleiben würden.

Aber in Wirklichkeit, glaube ich, war uns seine Anwesenheit eher von Vorteil. Die Leute hatten zwar im Augenblick Angst, aber hinterher, in der Erinnerung, gefiel es ihnen recht gut; es war eine Abwechslung in der Eintönigkeit ihres Landlebens. Einige der jüngeren Leute gaben sich sogar den Anschein, den Kapitän zu bewundern. Sie nannten ihn eine »olle ehrliche Teerjacke« und dergleichen mehr und behaupteten, Leute seines Schlags hätten England zur See so gefürchtet gemacht.

In anderer Weise freilich tat er sein Bestes, uns zugrunde zu richten, denn er blieb Woche um Woche, Monat um Monat, sodass seine Vorauszahlung längst erschöpft war; aber mein Vater brachte es nie übers Herz, weitere Zahlungen zu verlangen. Fing er je davon an, so schnaubte der Kapitän so laut durch die Nase, dass es fast wie ein Brüllen klang, und jagte meinen armen Vater mit Blicken aus dem Zimmer. Jedes Mal sah ich ihn dann die Hände ringen, und ich bin überzeugt, dass der Ärger und die Angst, in der er lebte, sein frühes und unglückliches Ende beschleunigt haben.

Die ganze Zeit über wechselte der Kapitän nie die Kleidung, nur einmal kaufte er von einem Hausierer mehrere Paar Strümpfe. Eine seiner Hutfedern war eines Tages abgeknickt; er ließ sie ruhig herunterhängen, obwohl sie ihn bei windigem Wetter sehr belästigte. Ich erinnere mich an den Zustand seines Rockes, den er oben auf seinem Zimmer selbst flickte und der zuletzt nur noch aus Flicken bestand. Niemals schrieb er einen Brief, noch erhielt er einen solchen, mit niemandem sprach er außer mit den Nachbarn, und auch mit diesen nur, wenn er betrunken war. Die große Seekiste hatte keiner von uns je offen gesehen.

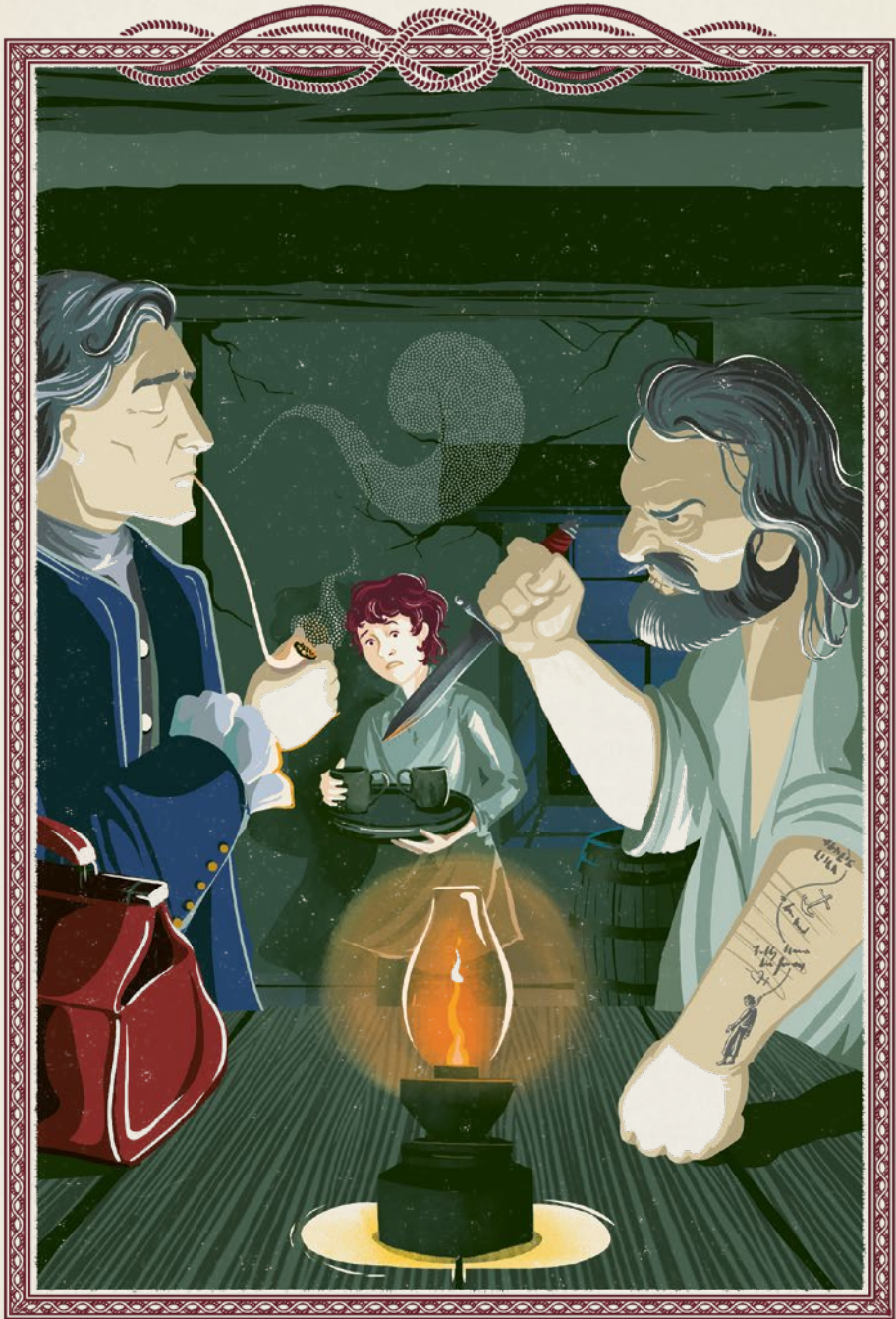
Nur einmal wagte es jemand, ihm entgegenzutreten, und das geschah ganz zum Schluss, als mein armer Vater bereits auf dem Sterbebett lag. Eines Spätnachmittags kam Dr. Livesey, um den Patienten zu besuchen. Meine Mutter setzte ihm einen Imbiss vor, und danach begab er sich in die Gaststube, um eine Pfeife zu rauchen. Ich folgte ihm in die Stube und erinnere mich, wie sehr mir der Gegensatz auffiel zwischen dem sauber und gut gekleideten Arzt mit dem schneeweiß gepuderten Haar,

den leuchtenden schwarzen Augen und gefälligen Manieren und den derben, schwerfälligen Landleuten, insbesondere unserer schmierigen, triefäugigen Vogelscheuche von einem Seeräuber, der, beide Arme auf den Tisch gestützt, in schon ziemlich weit vorgeschrittener Rumlaune dasaß. Plötzlich begann er – das heißt der Kapitän – sein ewiges Lied anzustimmen:

*»Fünfzehn Mann auf des toten Manns Truh,
Johoho und 'ne Buddel voll Rum!
Sauft, und der Teufel sagt Amen dazu –
Johoho und 'ne Buddel voll Rum!«*

Am Anfang hatte ich mir eingebildet, »des toten Manns Truh« sei nichts anderes als die große Kiste oben im Vorderzimmer. Jetzt aber hatten wir längst aufgehört, das Lied zu beachten, nur für Dr. Livesey war es neu, und er schien davon höchst unangenehm berührt, denn er blickte einen Augenblick lang ärgerlich auf, wandte sich dann aber wieder dem alten Gärtner Taylor zu und unterhielt sich mit ihm. Mittlerweile heiterte sich der Kapitän bei seinem eigenen Gesang zusehends auf und schlug zuletzt mit der Faust auf den Tisch, was, wie wir alle wussten, »Ruhe!« bedeuten sollte. Sofort verstummte alles, nur nicht Dr. Livesey; er sprach ruhig und freundlich weiter und sog zwischen seinen Worten an seiner Pfeife. Der Kapitän starrte ihn eine Weile an, schlug dann abermals mit der Faust auf den Tisch, blickte noch starrer und brüllte schließlich mit einem gemeinen Fluch: »Ruhe dort oben an Deck!«

»Meinen Sie mich damit, Sir?«, fragte der Doktor, und als der Trunkenbold es mit einem neuerlichen Fluch bejahte, fügte



*»Wenn Sie nicht augenblicklich das Messer wegstecken,
verspreche ich Ihnen bei meiner Ehre, dass Sie bei der nächsten
Gerichtssitzung gehängt werden.«*

er hinzu: »Ich will Ihnen nur das eine sagen, Sir: Wenn Sie so weitersaufen, wird die Welt bald um einen dreckigen Schurken ärmer sein.«

Die Wut des alten Raufbolds war unbeschreiblich. Er sprang auf, zückte sein großes Klappmesser und drohte, den Doktor damit an die Wand zu speißen.

Der Arzt zuckte nicht mit der Wimper. Er sprach über die Schulter hinweg, so laut, dass es alle hören konnten, aber durchaus mit Ruhe und Festigkeit: »Wenn Sie nicht augenblicklich das Messer wegstecken, verspreche ich Ihnen bei meiner Ehre, dass Sie bei der nächsten Gerichtssitzung gehängt werden.«

Ihre Blicke maßen sich in einem stummen Kampf; doch schließlich unterlag der Kapitän. Er steckte das Messer ein, setzte sich nieder und knurrte wie ein geprügelter Hund.

»Und nun«, sagte der Arzt, »da ich weiß, dass sich solch ein Kerl in meinem Distrikt herumtreibt, können Sie damit rechnen, dass ich Sie Tag und Nacht im Auge behalten werde. Ich bin nicht bloß Arzt, sondern gleichzeitig Friedensrichter. Kommt mir nur die leiseste Klage über Sie zu Ohren, so werde ich wirksame Maßnahmen treffen, um Sie zu ergreifen und davonzujagen. Das lassen Sie sich gesagt sein!«

Bald darauf wurde Dr. Liveseys Pferd vorgeführt, und der Arzt ritt von dannen. Der Kapitän aber hielt an diesem wie auch an vielen folgenden Abenden Ruhe.







Teil I

Kapitel

2

DER SCHWARZE HUND
TAUCHT AUF UND
VERSCHWINDET WIEDER

»Ist dies der Tisch für meinen Maat Bill?«

N

icht lange danach ereignete sich der erste jener seltsamen Vorfälle, die uns schließlich von dem Kapitän, nicht aber, wie wir sehen werden, von seinen Angelegenheiten befreiten.

Es war ein bitterkalter Winter mit langen harten Frösten und schweren Stürmen, und es war von Anfang an klar, dass mein armer Vater den Frühling wohl kaum mehr erleben würde. Er verfiel zusehends, und der ganze Wirtshausbetrieb lastete auf meiner Mutter und mir. Wir hatten alle Hände voll zu tun und kümmerten uns daher nur wenig um unseren unwillkommenen Gast.

Es geschah sehr früh an einem Januarmorgen – der Morgen war kalt, die Bucht ganz von Raureif überzogen, die Wellen schlugen leise gegen die steinigen Ufer. Die Sonne stand noch tief und warf ihren Schein weit auf die See hinaus. Der Kapitän war zeitiger aufgestanden als gewöhnlich und in die Bucht hinuntergewandert; sein Entermesser pendelte unter den breiten Schößen seines alten blauen Rocks, das Messingfernrohr trug er unterm Arm, der Hut war tief in den Nacken geschoben. Ich erinnere mich, dass sein Atem, als er so dahinschlenderte, wie eine kleine Rauchwolke in seinem Kielwasser hing.

Mutter war noch oben beim Vater, und ich deckte in der Voraussicht seiner baldigen Rückkehr für den Kapitän den Frühstückstisch, als die Gaststubentür sich öffnete und ein Mann hereintrat, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Es war ein blasser, schmieriger Kerl, dem an der linken Hand zwei Finger fehlten. Ich hielt meine Augen stets offen und achtete auf

alle Seeleute, und der Anblick dieses Mannes beunruhigte mich. Zwar sah er nicht aus wie ein Seemann, aber dennoch witterte ich an ihm so etwas wie Seeluft.

Ich fragte ihn nach seinen Wünschen, und er verlangte ein Glas Rum. Doch als ich dieses von draußen holen wollte, setzte er sich auf einen Tisch und winkte mich zu sich heran. Ich blieb stehen, wo ich stand, die Serviette unter dem Arm.

»Komm her, mein Sohn«, sagte er, »tritt näher.«

Ich trat einen Schritt vor.

»Ist dies der Tisch für meinen Maat Bill?«, fragte er lauernd.

Ich sagte ihm, dass mir sein Maat Bill nicht bekannt sei; der Tisch hier sei für einen Gast unseres Hauses bestimmt, den wir den Kapitän nennen.

»Aha«, sagte er, »mein Maat Bill mag sich ebenso gut Kapitän nennen. Er hat einen Säbelhieb auf der Backe und ein sehr leutseliges Wesen, besonders, wenn er betrunken ist. Nehmen wir einmal an, dass dein Kapitän auch eine Narbe auf der Backe hat. Ah, siehst du wohl! Ich sagte dir's ja gleich. Nun denn, ist mein Maat Bill hier im Hause?«



Ich sagte ihm, er sei spazieren gegangen.

»Nach welcher Richtung? Welchen Weg hat er genommen?«

Ich zeigte ihm den Felsen und sagte ihm, um welche Zeit der Kapitän vermutlich zurückkehren werde, und beantwortete ihm noch einige Fragen. »Ach«, sagte er, »wird das für meinen Maat Bill eine Freude sein! Wie über einen guten Trunk!«

Sein Gesichtsausdruck bei diesen Worten war aber alles andere als angenehm, und ich hatte guten Grund zu der Annahme, der Fremde irre sich mit dieser Behauptung. Er setzte sich in der Gaststube fest, auf einem Platz gleich hinter der Tür, und spähte um die Ecke wie eine Katze, die auf eine Maus lauert. Einmal ging ich auf die Straße hinaus, aber sofort rief mich der Fremde zurück, und als ich für seinen Geschmack nicht rasch genug folgte, veränderte sich auf eine abscheuliche Weise der Ausdruck seines teigigen Gesichts, und er befahl mir mit einem fürchterlichen Fluch, wieder hereinzukommen. Kaum war ich drin, nahm er seine frühere, halb schmeichlerische, halb spöttische Art wieder auf, klopfte mir auf die Schulter, nannte mich einen guten Jungen und behauptete, er habe geradezu einen Narren an mir gefressen. »Ich habe selbst einen Sohn«, meinte er, »der dir gleicht wie ein Ei dem anderen; er ist mein ganzer Stolz. Doch das Wichtigste für einen Jungen ist Gehorsam! Wärest du mit Bill auf See gewesen, so hätte man dir nicht erst



zweimal etwas zu sagen brauchen. Aber halt, da kommt ja wahrhaftig mein Maat Bill. Gott segne ihn, er ist's wirklich! Lass uns beide schnell in die Gaststube gehen und uns hinter der Türe verstecken. Wir wollen Bill 'n bisschen überraschen!«

Mit diesen Worten zog mich der Fremde in die Gaststube hinein und drückte mich hinter sich in den Winkel, sodass die offene Tür uns beide verbarg. Mir war höchst unbehaglich und unruhig zumute, und meine Angst steigerte sich noch, als ich auch bei dem Fremden selbst deutliche Anzeichen von Furcht wahrte. Er griff nach seinem Entermesser, lockerte die Klinge in der Scheide und schluckte die ganze Wartezeit hindurch.

Endlich stapfte der Kapitän herein, warf polternd die Tür hinter sich zu und steuerte geradewegs auf den Tisch zu, auf dem das Frühstück für ihn bereitstand.

»Bill!«, rief der Fremde mit einer Stimme, der er, wie mir schien, gewaltsam Kraft und Festigkeit zu verleihen suchte.

Der Kapitän fuhr herum und starrte uns an. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, sogar seine Nase wurde blau. Er sah aus wie ein Mensch, der den Teufel oder womöglich etwas noch Fürchterlicheres erblickt, und ich war ganz erschüttert über die Veränderung, die von einem Augenblick zum anderen mit ihm vorgegangen war. Er erschien mir krank und gealtert.

»Na, Bill, du kennst mich doch! Du erkennst doch wohl deinen alten Fahrtgenossen, Bill!«, sagte der Fremde.

Der Kapitän rang nach Luft.

»Der Schwarze Hund!«, rief er aus.

»Wer denn sonst?«, entgegnete der andere, der sichtlich Oberwasser gewann. »Der Schwarze Hund, wie er lebt und lebt! Und er kommt, um seinen alten Fahrtgenossen Bill im

Wirtshaus ›Admiral Benbow‹ zu besuchen. Ach, Bill, was haben wir für Zeiten erlebt, wir beide, seit ich diese beiden Krallen eingebüßt habe!«, und er hielt seine verstümmelte Hand hoch.

»Nun gut«, sagte der Kapitän, »du hast mich also erwischt. Hier bin ich, und nun sag, was du willst!«

»Das sieht dir ähnlich, Bill«, erwiderte der Schwarze Hund, »aber du hast es getroffen. Dieses liebe Kind, das ich ins Herz geschlossen habe, soll mir ein Glas Rum holen, dann wollen wir uns hinsetzen und rechtschaffen miteinander schnacken wie zwei alte Fahrensleute.«

Als ich mit der Flasche Rum zurückkam, saßen die beiden sich schon an des Kapitäns Frühstückstisch gegenüber – der Schwarze Hund dicht an der Tür und so, dass er den alten Fahrtgenossen im Auge behalten und ihm gegebenenfalls den Rückzug abschneiden konnte.

Er schickte mich hinaus und befahl mir, die Tür weit offen zu lassen. »Und bleib mir weg vom Schlüsselloch, mein Sohn!«, rief er mir nach. Ich ließ die beiden allein.

Lange Zeit konnte ich trotz angestrengten Horchens nichts als ein undeutliches Gemurmel hören, aber allmählich wurden die Stimmen lauter, und es gelang mir, einzelne Brocken aufzufangen, hauptsächlich Flüche des Kapitäns.

»Nein, nein, nein, nein und damit Schluss!«, brüllte er einmal. Und ein andermal: »Wenn's ans Hängen geht, dann baumeln alle, sage ich!«

Dann folgte plötzlich ein entsetzliches Getöse, Flüche und anderer Lärm – Tisch und Stühle flogen krachend um, ein Klirren von Stahl ertönte und danach ein Schmerzensschrei, und im nächsten Augenblick sah ich den Schwarzen Hund in wilder



*Dann folgte plötzlich ein entsetzliches Getöse,
Flüche und anderer Lärm ...*

Flucht, hart verfolgt vom Kapitän, beide mit gezogenen Entermessern, der Erstere aus der linken Schulter heftig blutend. Unmittelbar an der Tür holte der Kapitän zu einem letzten Stoß aus, der dem Flüchtling sicher das Rückgrat zersplittert hätte, wäre er nicht von dem großen, hölzernen Wirtshauschild des »Admiral Benbow« aufgefangen worden. Man kann die Kerbe an der Innenseite des Schildes heute noch sehen.

Mit diesem Hieb endete der Kampf. Einmal auf der Landstraße, entwickelte der Schwarze Hund trotz seiner Wunde eine erstaunliche Geschwindigkeit und verschwand hinter dem Hügelkamm. Der Kapitän seinerseits stand wie festgewurzelt und glotzte das Schild an. Dann fuhr er sich mehrmals mit der Hand über die Augen und kehrte ins Haus zurück.

»Rum, Jim«, sagte er, und während er sprach, taumelte er ein wenig.

»Sind Sie verwundet?«, rief ich.

»Rum«, wiederholte er.
»Ich muss weg von hier.
Rum! Rum!«

Ich rannte nach Rum, aber ganz verwirrt von den Ereignissen zerbrach ich ein Glas und bekam den Spund am Fass nicht auf. Während ich mich noch abmühte, hörte ich



in der Gaststube einen lauten Fall, und hineinstürzend sah ich den Kapitän der Länge nach auf dem Boden liegen. Im gleichen Augenblick kam meine Mutter, vom Getöse erschreckt, die Treppe heruntergelaufen, um mir zu helfen. Gemeinsam richteten wir seinen Kopf in die Höhe. Er atmete laut und schwer, aber seine Augen waren geschlossen und das Gesicht furchtbar verfärbt.

»Oh Gott, oh Gott«, jammerte meine Mutter, »welch eine Schande! Und dein armer Vater krank!«

Indessen hatten wir keine Ahnung, was wir mit dem Kapitän anfangen sollten. Auf alle Fälle holte ich den Rum und versuchte, ihm diesen in den Hals zu schütten, aber seine Zähne waren fest verkrampft. Es

bedeutete für uns eine ungeheure Erleichterung, als sich die Tür auftat und Dr. Livesey plötzlich hereinkam, der meinem Vater einen Krankenbesuch abstatten wollte.

»Ach, Herr Doktor«, riefen wir, »was sollen wir tun? Wo ist er verwundet?«

»Verwundet? Unfug!«, entgegnete der Arzt, »er ist ebenso wenig verwundet wie einer von uns. Der Mann hat einen Schlaganfall, wie ich es ihm prophezeit habe. Gehen Sie ruhig zu Ihrem Mann, Frau Hawkins, und



ZUR
GESUNDHEIT



Gute Brise

Billy Bones'
Liebste



erzählen Sie ihm möglichst nichts von der ganzen Geschichte. Ich für mein Teil muss versuchen, dem Kerl da sein dreifach wertloses Leben zu retten. Jim, hol mir ein Becken!«

Als ich mit dem Becken zurückkam, hatte der Doktor schon den Ärmel des Kapitäns hochgestreift und dessen starken, sehnigen Arm freigemacht, der die verschiedensten Tätowierungen aufwies. »Zur Gesundheit«, »Gute Brise« und »Billy Bones' Liebste« waren sauber und deutlich auf dem Unterarm eingeritzt, und nahe der Schulter entdeckten wir eine Zeichnung mit einem Galgen, von dem ein Mann herabbaumelte.

»Prophetisch!«, sagte der Arzt und berührte das Bild mit dem Finger. »Und jetzt, mein verehrter Billy Bones, sofern das Ihr Name ist, wollen wir uns mal die Farbe Ihres Blutes betrachten. Hast du Angst vor Blut, Jim?«

»Nein, Sir«, antwortete ich.

»Schön. Dann halte mir das Becken«, und er nahm seine Lanzette und öffnete eine Ader.

Er musste ziemlich viel Blut abzapfen, ehe der Kapitän die Augen aufschlug und verwirrt um sich blickte. Zuerst erkannte er mit unmissverständlichem Stirnrunzeln den Arzt, dann fiel sein Blick auf mich, und er schien erleichtert. Doch plötzlich wechselte er die Farbe, versuchte, sich aufzurichten, und rief krächzend: »Wo ist der Schwarze Hund?«

»Hier ist kein schwarzer Hund«, sagte der Arzt, »es sei denn, Sie meinten sich selber. Sie haben einen Schlaganfall erlitten, wie ich's vorausgesagt habe, und eben habe ich Sie, wider Willen, Kopf voran aus dem Grabe gezogen. Und nun, Mr. Bones ...«

»Das ist nicht mein Name«, unterbrach dieser.

»Das ist mir gleich«, meinte der Arzt, »jedenfalls heißt so ein Seeräuber aus meiner Bekanntschaft, und der Einfachheit halber nenne ich Sie ebenso. Was ich Ihnen sonst noch zu sagen habe, ist Folgendes: Ein einzelnes Glas Rum wird Sie nicht gleich umbringen, aber wenn Sie sich immer noch eins genehmigen, so setze ich meine Perücke zum Pfand, dass Sie bald hin sind, wenn Sie nicht kurzerhand mit dem Saufen aufhören. – Verstehen Sie mich? Und jetzt nehmen Sie sich zusammen. Ich helfe Ihnen ins Bett.«

Mit vieler Mühe gelang es uns, ihn die Treppe hinaufzuschaffen und ihn aufs Bett zu legen, wo sein Kopf alsbald auf das Kissen zurücksank, als wäre er ohnmächtig geworden.

»Ich warne Sie«, sagte der Doktor, »schon das Wort Rum allein ist Ihr Tod!«

Und mit diesen Worten verließ er das Zimmer, um nach meinem Vater zu sehen; mich zog er am Arm mit hinaus.

»Die Sache hat nichts auf sich«, sagte er, sobald er die Tür geschlossen hatte. »Ich habe ihm genug Blut abgezapft, um ihn eine Weile ruhig zu halten. Lass ihn eine Woche liegen, wo er ist – das ist für ihn wie für euch das Beste. Ein zweiter Schlaganfall wäre sein Ende.«

